

Grundbegriffe der Pansophik by o'mura

0. Vorbemerkung

Der Verweis auf nachfolgende Essays bezieht sich auf das Hauptwerk des Autors *o'mura* mit dem Titel: „Vorschlag zur wissenschaftlichen Neufundierung der Philosophie“.

1. Pansophik 1.1 Nousative Näherung

- A – Die Pansophik ist die Lehre von dem, was a priori über die Verfasstheit funktional optimierter Systeme ausgesagt werden kann.
- B – Die Aussagen der Pansophik gelten - wie die der Mathematik - auf der jeweiligen Komplexitätsstufe ausnahmslos immer und überall, zudem durchdringend auch auf jeder höheren.
- C – Die Grundannahme der Pansophik lautet: Alles ist im Grundsatz gleich organisiert, da das Universum einer Wurzel entstammt. Selbst die Organisationsprinzipien des Betrachtenden und Betrachteten - vulgo: von Geist und Welt - sollten sich gleichen. [Intersymmetrie-Vermutung],
- D – Die Grundfrage der Pansophik lautet: Wie lassen sich die Prinzipien, die ein spezifisches Optimum konstituieren, so verallgemeinern, dass jedes Organisationsprojekt optimierbar wird?
- E – Das Ziel der Pansophik besteht in der Aufklärung aller Organisationsprinzipien, die universal - mithin: a priori - gelten.
- F – Grundvoraussetzung für die wissenschaftliche Erforschung dieser Prinzipien ist der sogenannte optimative Imperativ: Erst durch eine (und sei es unterstellte) Optimierung wandelt sich Mögliches in Notwendiges.
- G – Der Unterschied zur Philosophie ist folgender:
Die Pansophik beginnt mit dem, was grundlegendst ist. Sie untersucht ausschließlich Modi - das WIE der optimalen Verfasstheit organisierter Systeme -, um herauszufinden, welche universalen Prädikate darin zum Ausdruck kommen. Jede spezifische, funktional optimierte Konstellation wird als Problemlösung aufgefasst, als Beispiel allgemeingültiger Prinzipien, die erforscht werden, um alle Fachwissenschaften mit aprioralen Erkenntnisinstrumenten zu versorgen.
Die Philosophie beginnt in medias res. Sie versucht, trivialsprachliche Begriffe zu (er)klären, das Wesentliche resp. Eigentliche begrifflich herauszuheben und einen allgemeinen Überblick über das Sagbare zu geben. Ihre Aussagen sind letztlich stets Gegenstands- resp. WAS-bezogen; ihre Regeln / Prinzipien / Thesen werden fast immer durch Ausnahmen bestätigt. Ihr primäres Ziel ist es, die Bürger aufzuklären; die theorale Fundierung der Fachwissenschaften ist für sie zweit- oder drittrangig (wenn sie denn überhaupt angestrebt wird).
- H – Der Unterschied zur Mathematik ist folgender:
Die Mathematik ist logikbasiert, die Pansophik hingegen fußt auf der **Modalen Dialektik**. (siehe 2.) Während die Mathematik Widersprüche nicht toleriert resp. aufzulösen versucht und dafür bereit ist,

den Anspruch auf Allumfassendheit fallenzulassen, nutzt die Pansophik Gegensätze, um mittels dialektisch widersprüchlicher Aussagen ein Netz universaler Modalbestimmungen (2.IB) zu knüpfen, das jedem Fachwissenschaftler basale Determinanten seines spezifischen Forschungsgegenstandes offenbart. Die Mathematik ist dequalifizierend quantirelational, die Pansophik panqualifizierend qualirelational veranlagt. (Die fachsprachlichen Termini der Pansophik sind selbstsprechend benannt. Ihr Inhalt erschließt sich durch Zerlegung in Präfix und Wortstamm.)

- I – Zur Teilnahme am **Projekt Pansophia** - dem permanenten Diskurs zur Erarbeitung und Vervollkommnung der Pansophik - bedarf es Fähigkeiten, die ein Philosophie-Studium eher behindert als fördert: kühle Distanz zu allen Systemen, Prioritäten und Paradigmen; eine quasigöttliche Geisteshaltung i. S. e. Allverantwortung und Allseitigkeit im Betrachten komplexer Zusammenhänge und Dilemmata; ein kindliches, radikales Staunen über die Scheinselbstverständlichkeiten dieser verwirrend polymorphen und doch in Eins gerichteten (uni-vers veranlagten) Welt.
- J – Die pansophische Methodik basiert auf wenigen Imperativen. Hier die vier wichtigsten:
 1. Funktionalisation: Filtere aus Aufbau und Ablauf des dich Umgebenden das heraus, was in Bezug auf einen nachhaltigen Erfolg notwendig und hinreichend ist!
 2. Generalisation: Verallgemeinere die Merkmale funktionaler Optima!
 3. Modalisation [Eduktion]: Überführe sie in eine universale Form – als Modalbestimmung.
 4. Verknüpfung [Pateration]: Suche nach einer dichotomalen Partnerbestimmung und verschmelze beide zu einer höheren Modalbestimmung mit eigener Bezeichnung. Versuche sodann, jedes Modal in zwei sich gegensätzlich ergänzende „Untermodale“ zu zergliedern, ohne dass ein drittes Modal möglich oder nötig wäre. Jeder der so gewonnenen universalen Aspekte muss sich als eigenständig-sinnvolles Beschreibungsinstrument bewähren!
- K – Der Nutzen der Pansophik zeigt sich vor allem dann, wenn Fachwissenschaftler Zusammenhänge nicht berücksichtigen oder erfinden. Die Apriorie soll die Empirie nicht bevormunden, sondern unterstützend korrigieren. So hätte ein pansoph geschulter Physiologe die These jenes Arztes in Zweifel gezogen, der behauptete, das menschliche Hirn wachse ab einem bestimmten Zeitpunkt nicht mehr (was richtig ist) und es fänden neuronal nur noch abbauende Prozesse statt (was frei erfunden war). Wie viele Koryphäen haben diesen Unsinn einfach nachgeplappert – weil sie über keine generale, apriorial-systematische Metakompetenz verfügten. Das Prinzip des Fließgleichgewichts gilt universal – im Kontext simpler Modalbestimmungen.

1.II Narrative Näherung

Die Bezeichnung *Pansophik* leitet sich wörtlich aus bekannten (alt)griechischen Wortelementen ab: zum einen aus dem ganzheitsbezogenen *pan-*, zum anderen aus der oft beschworenen Weisheit (*sophia*). Der Suffix *-ik* verweist auf den systematischen Anspruch, die scientale Ambition der so bezeichneten Lehre. Historische Wurzeln oder Vorbilder hat die Pansophik keine. Weder der christliche, noch der esoterische Pansophismus ist um eine streng systematische Erkundung aprioraler Relationen bemüht. Dies liegt im Auftrag der Pansophik, die ich so nenne, weil die Bezeichnung passend und zu wertvoll ist, um sie Denkmern zu überlassen, denen nichts an einer echten, ergebnisoffenen Forschung liegt.

Ich fasse Weisheit als ganzheitliche Klugheit auf, die nachhaltige, optimale Problemlösungen ermöglicht. Es gibt kein fertiges Rezept für eine solche, doch notwendige Merkmale. Das wichtigste besteht

in einer quasi-göttlichen Sicht auf alle Dinge: befremdet und befreundet mit / von allen Dingen, den Menschen und Marotten, Landschaften und Liegenschaften ... Ohne basales Staunen keine Wahrnehmung des Optimalen – kein höheres Lernen!

Der pansophische Ansatz entspringt dem Grundkonzept der Bionik und Kybernetik, die mich als Kind (Mitte der Siebzigerjahre) faszinierten und prägten. Ihre systemische Sicht konstituiert ganz von selbst neue (? in Wahrheit uralte) Leitlinien:

- (1) Funktionalität erschließt Strukturalität! Funktionalstrukturen zu erkunden, heißt komplizierte Objektstrukturen besser zu verstehen.
- (3) Der optimative Imperativ verwandelt bloße Möglichkeiten in Notwendigkeiten – wodurch die wichtigste Voraussetzung für eine wissenschaftliche Erforschung funktionaler Determinanten erfüllt wird.
- (4) Optimale Organisationskonzepte sind prinzipial zu durchdringen, um ein höheres Lernen zu ermöglichen: herauszufinden, wie jedes Organisationsprojekt nachhaltig erfolgreich gestaltet werden kann. Jede optimale Problemlösung ist als Anwendungsbeispiel modalen Kriterien aufzufassen – die es zu vernetzen gilt!

Um pansophieren zu können, ist es nötig, ganzheitlich wie ein Gott zu denken – und so elementar wie eine Maschine. Die Pansophik erfragt die Prinzipien der modalen Konstituiertheit optimaler Organisationen und verallgemeinert sie „in eins gerichtet“: universal integrierend. Sie übersteigt damit den Erkenntnisauftrag der Mathematik, die vom Qualitalen abstrahiert, um hilfreiche Aussagen über quantitative Relationen treffen zu können. (Daher der Begriff „quantirelational“.)

Ob Null oder Eins, für keine oder alle Qualität(en): Sowohl die Mathematik, als auch die Pansophik treffen Aussagen, die jede Fachdisziplin braucht, um wissenschaftlich arbeiten zu können – und keine von beiden gängelt die Fachwelt. Beide nutzen Hilfsbestimmungen, um Relationen symbolisiert weiter zu relationieren und so Formeln zu entwickeln, die auf jedes Problem anwendbar sind, elegantere Lösungen ermöglichend. Mathematik und Pansophik entwerfen eigene Sprachen; beide sind tautologisch veranlagt. Denn sie entwickeln ihre Theorien aus a priori gesetzten Ordnungsbestimmungen.

Die Pansophik bildet das ergänzend gegensätzliche Pendant zur Mathematik. Sie macht das Gemeinsame im Gleichen deutlich und setzt *alle* Qualitäten in Bezug zueinander: Sie operiert qualirelational. Im Unterschied zur Mathematik legt sie keinen Wert auf Widerspruchsfreiheit. Im Gegenteil: Sie zeigt auf, dass dialektische Widersprüche unauflöslich sind – und höchst beachtenswert.

Bleibt die Frage, warum nicht längst jene qualirelationalen „Ordnungsterme“ - Modalbestimmungen genannt - entwickelt wurden. Ganz einfach: Weil sie zu einfach sind. So, wie die Völker Papuas es für nicht nötig hielten, aus den Zahlworten „Eins“ und „Zwei“ (die ihnen seit Langem bekannt sind) ein mathematisches Konzept zu entwickeln, unterlassen es Philosophen, Begriffe wie „Vorbereitung“ und „Durchführung“ in universale Bestimmungen zu überführen, um diese mit anderen weiter zu relationieren, sodass allgemeingültige funktionale Notwendigkeiten deutlich werden.

Neben der pseudobanalen Einfachheit liegt der Grund für die system-funktionale Blindheit in der geistigen Prägung traditioneller Tiefendenker. Stets geht es um etwas: um einen Gegenstand, eine Begrifflichkeit, ein System, eine Mission, eine Verbesserung oder Verfestigung – in jedem Fall darum, etwas Spezifisches, einseitig Hervorgehobenes differenzierend abzugrenzen und es im Nachhinein wortreich einzubetten. Natürlich kommt niemand umhin, Begriffe zu verwenden und Zusammenhänge zu erklären. Aber jeder sollte sich die Gefährlichkeit einer solchen [hypostal dominierten] Kognition bewusstmachen. Einem Athener Steinmetz war dies vor mehr als zweitausend Jahren zumindest im Ansatz klar, als er forderte, stets zum Nicht(mehr)wissen zurückzukehren.

Die Pansophik klärt jene universalen Bestimmungen auf, die hinter allen Begriffen stehen und diese als Einzelterme eines geschlossen-offenen (trichterförmigen) geistigen Ordnungssystems ableitbar und systematisch relationierbar machen. Zwei Kriterien bilden dabei einen suffizienten Anhalt: Optimalität und Erfolgsbezogenheit.

Je komplexer, verwirrender oder gefährlicher die Verhältnisse sind, in denen sich Menschen bewähren müssen, desto dringlicher stellt sich diesen die Frage, nach welchen Prinzipien die Dinge optimal zu organisieren sind, damit nachhaltige Erfolge erreichbar werden. Die Pansophik verschafft Entscheidern in gänzlich neuen Systembedingungen eine Vororientierung; sie unterstützt neu gegründete Fachwissenschaften und regt scientale [genauer: differenzialwissenschaftliche] „Ausgründungen“ an.

Hier wird der entscheidende Unterschied zwischen den beiden Integralwissenschaften Mathematik und Pansophik deutlich: Da die Mathematik von der qualitativen Vielfalt abstrahiert, gelten ihre Aussagen für alles, was mit Sicherheit vorliegt. Die vorausgesetzte Entschiedenheit und Was-Bezogenheit des logisch-mathematischen Konzeptes bleibt problematisch. Denn die Natur ist ambivalent, changierend, dichotom veranlagt. Die Aussagen der Pansophik über das Wie der Interaktionen verbinden die Komplemente und Extreme; das pure „statische“ Vorliegen oder Nichtvorliegen einer Konstellation genügt ihr nicht: Sie sucht das dialektische Und.

Mathematik und Pansophik stehen komplementär gegensätzlich zueinander, weil ihr Erkenntnisbeitrag von den beiden Grundfesten jeder Kognition ausgeht: *Dass* etwas besteht (Mathematik) und *wie* etwas besteht (Pansophik). Während die Mathematik - logikbasiert - auf Eindeutigkeit resp. Entschiedenheit angewiesen ist, betont die dialektikbasierte Pansophik das gleichzeitige Gelten einander widersprechender Aussagen, damit die Notwendigkeiten der funktionalen Metaebene der Kausalität - der Organisiertheit - deutlicher hervortreten.

Die Pansophik ist die Mutter aller Wissenschaften, bleibt aber selbst - wie die Mathematik - eine Hilfswissenschaft. Im Spannungsfeld beider „Universalisierungsmütter“ können alle Grundlagen- und angewandten Wissenschaften besser gedeihen. Deshalb liegt eine baldige forcierte pansophische Forschung im Interesse jeder Universität, die dieser Bezeichnung gerecht werden möchte. Im Übrigen sollten die Grundlagen der Pansophik genauso frühzeitig an den Schulen gelehrt werden wie die Fächer Algebra und Mengenlehre.

Noch eine letzte Anmerkung zum (angespannten) Verhältnis der narrativ geprägten Philosophie zur nousativen Pansophik: Die Philosophie braucht die Pansophik, um sich als Wissenschaft konstituieren und Erkenntnisfortschritte vorweisen zu können. Die Pansophik braucht die Philosophie, weil ihre modalen* Knochen für eine lebendige Remodellation aller Fassetten des Seins auch die lomalen* Sehnen der Mathematik, das domale* Fleisch der „Weisheitsfreunde“ und das dadale* Bindegewebe der Phonetik benötigen – die nur die Philosophie zu einem Ganzen verbinden kann.

*Hier wird auf die vier Arten pansoph differenzierter Sprachelemente angespielt. (Näheres siehe nachfolgende Essays.) Ein Beispiel für die integrative Sicht der Pansophik:

Kriterien	verallgemeinernd	spezifizierend
mitteilungsverwirklichend	modal (Pansophik)	domal (konkrete Begriffe)
mitteilungsermöglichend	lomal (Mathematik)	dadal (Phonetik)

2. Modale Dialektik 2.1 Nousative Näherung

A – Die **Modale Dialektik** ist die Lehre von den Modalbestimmungen, die nicht nur universal gelten, sondern auch über einen gegensätzlich ergänzenden (konterkomplementalen) Partner verfügen.

B – **Modalbestimmungen** (oder kurz: Modale) sind allgültige Prädikate des Seins, insoweit und insofern dieses funktional dominiert ist und die Prädikate rahmensetzend sind.

Beispiele: Hinter den Bestimmungen „hell + dunkel“ verbergen sich Modalbestimmungen; hinter „grün“ oder „rot“ nicht, weil letztere strukturdominiert sind. Modale beschreiben Rahmenbedingungen, die Eckpunkte einer Attribuierung: „vorwärts + seitwärts“ sind modal, die Angabe „schräg links vorwärts um 30°“ ist es nicht etc.

C – **Paterationen** (aus lat. *patere*: „sich erstecken“) sind Verzweigungen von Modalbestimmungen, die entstehen, weil sich jedes Modal (bis zur Grenze der Strukturdominanz) selbst aus zwei anderen Modalen konstituiert und zudem je gemeinsam mit einem konterkomplementalen Partner ein weiteres Modal konstituiert. Die grundlegendsten Modalbestimmungen bilden die sogenannte **Basispateration**.

D – **Modale Metastrukturen** entstehen, wenn bestimmte Modale in besonders enger Beziehung zueinander stehen (was regelmäßig der Fall ist) und sich ein Format abzeichnet. Der inhaltliche Zusammenhang konstituiert **Monturen**, der formatale **Konturen**. Modale Metastrukturen geben Anwendern die Möglichkeit, sich in funktional dominierten Strukturen schneller zu orientieren und verborgene Aspekte wahrzunehmen.

Von besonderer Wichtigkeit sind vier Basiskonturen: das Binat (Dichotomie), der Modale Vektor, Tetrat und Hexat. Die basale Bedeutung des Binats bedarf keiner Erläuterung. (Die Dichotomie von Yin & Yang ist in aller Munde.) Hochinteressant ist das Tetrat, das sich aus den „Tochter-Binalen“ eines Binats konstituiert und *jede* funktional dominierte Thematik suffizient ordnet. (Mehr dazu in den nachfolgenden Essays.)

E – Die Modale Dialektik wird bestimmt durch vier **Basisprinzipien**. Das erste und vierte beschreibt den Charakter, das zweite und dritte den Erkenntniswert von Modalbestimmungen. Alle vier definieren die Modalität:

Die **Retalität** (aus lat. *rete* „Netz“) fordert den Rückzug auf deskriptive Rahmenbestimmungen. Keine Modalbestimmung besitzt einen spezifischen Definitionsbereich. Modale beschreiben Rahmenbedingungen; sie spannen ein Netz auf, ein panqualitales Koordinatensystem.

Die **Diërchestanz** (aus altgr. *diërchestai* „durchdringen“) schränkt den Geltungsbereich der Modalbestimmungen ein: Sie gelten ab einer bestimmten Interaktionskomplexität, auch Lebendigkeitsstufe oder Vitalgradient genannt. Sechs Stufen bauen aufeinander auf: das Raum-Energetische, das Materiale, das Vegetale, das Animale, das Rationale und das Divine. Mit jeder Stufe treten neue Modale hinzu, die durchdringend (!) auch in jeder höheren Stufe gelten, nicht jedoch in den basaleren.

Die **Konterpondanz** (aus dem Lat., wrtl.: „Gegengewichtetheit“) fordert dazu auf, stets nach einem Konterkomplement zu forschen. Lässt sich bei einem untersuchten Aspekt ein solches nicht finden, handelt es sich um keine Modalbestimmung. Die Konterpondanz ist das Grundmerkmal der Modalen Dialektik. Die Aufhebung oder Auflösung konterkomplementaler Widersprüche ist nicht möglich. Synthesen sind nicht dialektisch, sondern Teil der Anwendung modaldialektischer Erkenntnisse.

Die **Multimodularität** fordert eine eigenständige Importanz für jede Modalbestimmung ein: Nur dann, wenn ein Prädikat einen wichtigen Deskriptionsbeitrag leistet und es sich aussagetechnisch sinnvoll mit *jedem* anderen Modal verbinden lässt, handelt es sich überhaupt um ein Modal. Außerdem warnt dieses Basisprinzip jeden Tiefendenker: Es gibt zwar enge, aber keine fixen Beziehungen zwischen Modalen. (Mehr dazu in den nachfolgenden Essays.)

2.II Narrative Näherung

Die Pansophik erweitert die Wissenschaftstheorie um einen höchst wichtigen Bereich: Sie entwickelt eine Modale Dialektik. Die traditionelle Dialektik wurde in der Antike zunächst rhetorisch-sophistisch aufgefasst, dann durch Plato und Aristoteles systematischer für die Erklärung gegensätzlicher, logikaverser Implikationen benutzt. Hegel und Marx verwendeten sie schließlich als „Argumentationsjoker“: Wann immer du nicht weiterweißt, du dialektisch es beweist!?! (Ein Ansatz, der doch meist die Suchenden besch...)

Den genannten Tiefendenkern möchte ich zugutehalten, dass sie versuchten, Ahnungen zu systematisieren. Nichts anderes tue ich selbst. Im Folgenden werde ich darlegen, warum ich meine Vermutungen für tiefergründiger, stringenter, klarheitsfördernder halte. Die Dialektik verdient eine ebenso strengsystematische Explanatation wie die - von Mathematikern genutzte und Philosophen gehuldigte - Logik, wobei sich beide - Logik und Dialektik - ergänzend gegensätzlich zueinander verhalten. (Es handelt sich um konterkomplementale Methodiken.)

Solange Philosophen glauben, die Verschmelzung von These und Antithese zu einer Synthese habe auch nur im Entferntesten etwas mit Dialektik zu tun, befindet sich die Wissenschaftstheorie auf mittelalterlichem Niveau. Dialektische Antipoden verschmelzen nicht: Sie spannen einen deskriptiven wie epistemologischen Rahmen auf, innerhalb dessen alle Beziehungen transparenter werden. Es ist an der Zeit, die Dialektik von allen Verbrämungen zu befreien und sie als streng systematische Methodik auszuarbeiten. Nur dann, wenn sich Logik + Dialektik „auf Augenhöhe“ befinden, mithin ausnahmsweise und ausnahmslos geltende Prädikate gleichermaßen entwickelt werden, kann die Wissenschaftstheorie erneuert – und ihrem Namen gerecht werden.

Um Art und Anliegen der Modalen Dialektik verstehen zu können, braucht es Abstand: Was geschieht eigentlich, wenn sich Rationalbegabte klar ausdrücken und möglichst schlüssige Mitteilungen machen möchten? Wie schaffen sie das, wo sich doch keine Konstellation des Universums jemals wiederholt? Durch Rasterung, Registration, Rekonnektion und Remodellierung. Nachfolgend ein Anwendungsbeispiel der modalen Sicht, das ihr Potenzial andeutet.

3. Semi Intelligent Units – Eine Künstliche Intelligenz ist - leider - einfacher zu programmieren, als mensch denkt

Nicht wenige Philosophen finden die menschliche Intelligenz so komplex und einzigartig, dass sie deren Nachbildung für unmöglich halten. Doch seitdem die Kybernetik und Bionik dem systemischen Denken Vorschub leisten, öffnen sich geistige Freiräume, die nur darauf warten, modal ausgeleuchtet und ausgeweitet zu werden. Es geht darum, endlich die von Plato begründete akademische Sicht auf die Dinge - eine Mischung aus Verschwörungstheorie (hehre Ideen inkarnieren aus einem siebten Himmel herab) und Wesentlichkeit (das wahre Sein als Abgrund des Eigentlichen) - zu überwinden.

Die Entwicklung einer Semi Intelligent Unit (SIU) ist einfach und schwierig zugleich: Es geht darum, das eigene Denken zu belauschen und jede noch so unscheinbare Hilfsbestimmung daraufhin zu befragen, welchen Aspekt sie eigentlich bezeichnet: aus welcher Metasystematik sie sich ableiten lässt.

Beginnen wir die Grundlegung der SIU-Programmierung mit einem sehr einfachen, basal[esk]en Binat: dem Behandelten und dem Behandelnden, oder auch: dem Vorliegenden [Dosalen] und dem Sichdamit-Befassenden [Diversalen]. Informatiker kennen diese Dichotomie als „Daten + Programm“.

Vor jeder eigenen Erkenntnis müsste eine SIU auf eine engrammierte Zuordnungsmöglichkeit zurückgreifen können, die ihr ein Höchstmaß an innerer (funktionaler) Orientierung verschafft. Binaten gehören zum Grundstock dieser Protoklarheit. Die wichtigste Art von Binaten leitet sich ab aus der Konfrontation eines Erkenntnis- resp. Handlungssubjektes – wodurch Objekte resp. Gegenstände mit Objektcharakter deskriptiv notwendig werden. Aus der Konterpondanz (s. o.) leitet sich zudem die nicht unbeachtliche Tatsache ab, dass jedes Subjekt auch Objekt ist.

Ich nenne diese wichtigste, grundlegendste Art von Modalbestimmungen partizipativ (abgeleitet aus dem grammatikalischen Begriff „Partizip“): Das Binat des Reflektierenden + Reflektierten ist dafür ein Beispiel. Warum ich diese pseudobanalen Tatsachen so umständlich erwähne? Weil kein Informatiker dieser Epoche in der Lage scheint, diese simple „Universal-Dichotomie“ angemessen programmtechnisch einzubinden. Kein Wunder: Sie sind akademisch geprägt.

Eine echte Künstliche Intelligenz müsste das Prinzip der partizipativen Bination in vierfacher Weise berücksichtigen: (Die Bestimmungen der ersten beiden Spalten werden in den nachfolgenden Essays erläutert.)

- | | | |
|--------|------------|--|
| [Quis] | elementar: | Jede abgrenzbare Tatsache ist als aktives + passives Modul anzusehen. |
| [Res] | elemental: | Das Aktionspotenzial jedes Objekts + die Objekt-Parameter jedes Subjekts sind zu ermitteln und einzubeziehen. |
| [Mos] | systemar: | Jede Vergegenständlichung ist subjektbedingt + jede Subjekt-Konstituierung folgt objektbedingten Zwängen – was stets zu berücksichtigen ist! |
| [Nex] | systemal: | Jedes optimal gestaltete Vorhaben bedarf klarer objektiver + subjektiver Direktiven: Die höheren Zwecke müssen bekannt sein. |

Jeder Mensch geht täglich mit partizipativen Binaten um, ohne sich deren Dialektik bewusst zu machen: Schein + Sein gehören ebenso dazu wie Soll + Ist oder Adressat + Absender. Die dialektischen Implikationen entfalten sich, sobald wir uns vergegenwärtigen, dass die beiden gegensätzlichen Zuordnungen stets gleichzeitig für beide Seiten zutreffen. Lediglich deren momentane Dominanz schafft Klarheit, aber diese kann und wird wechseln. Modale changieren.

Sobald sich ein Handlungssubjekt konstituiert, stellen sich diesem die Grundfragen jeder Entscheidung: Ob + Wie. Ein Erkenntnissubjekt bestaunt das Dass + Wie. Hier zeigt sich eine weitere hochwichtige Klasse von Modalen, zu denen Binaten wie Inhalt + Form, Information + Daten aber auch Ziel + Weg gehören, wobei Letzteres ein Scharnier zu den partizipativen Binaten bildet.

Der funktionale Charakter der Modalbestimmungen „dynamisiert“ sie; es geht um Interaktionsaspekte: um die Art eines Interaktionsbeitrages („stabilisierend + destabilisierend“), um ein Interaktionsmuster („Funktion + Struktur“) oder -resultat („vordergründig + hintergründig“). Hinter den hier umgangssprachlich angeführten Modalbestimmungen verbergen sich Knotenpunkte eines Netzes von Hilfsbestimmungen, die elegant Erkenntnis- und Entscheidungsleistungen mit einem Minimum an deskriptiven Mitteln realisieren. Diese Knotenpunkte bilden eine Art Universalsprache; sie sind noch weithin unbekannt, bestimmen aber eine (die so oft verpönte) objektive Erkenntnis grundlegend. Welch ein Abenteuer, dieses über Jahrtausende neuronal gewachsene deskriptive Netzwerk aufzudecken, es quasi auszugraben!

Bisher haben sich die Philosophen so verhalten, wie jene russischen Abiturienten, die die vier Eckpunkte eines (nicht eingezeichneten) Quadrates mit drei Geraden so verbinden sollten, dass sie zum

Ausgangspunkt zurückkehren: Sie fummeln innerhalb des imaginierten Quadrates herum und kommen nicht zum Ziel. Dabei bedarf es nur der Hinzuziehung einer Metaebene. Aber wer verbietet uns das? Warum nicht auch eine (wohlgemerkt inhaltliche) Meta-Meta-Ebene – solange es nützt?!

Die Pansophik beschreitet genau diesen Weg. Die Begriffe der Alltagssprache bilden jene vier Eckpunkte, die übersteigend überwunden werden müssen – um ihre(n) Definition(sbereich) überhaupt klären zu können! Würde eine SIU jene wenigen hundert Modalbestimmungen anwenden, die ich bereits „ausgrub“, sie wäre 99% ihrer Nutzer partiell geistig überlegen. Die große Frage ist, wie die binären Paterationen in die Entscheidungsbäume der SIU-Programmstruktur eingearbeitet werden. Die Logik bleibt im binären Rechenspiel exekutiv entscheidend; die Modale Dialektik verschafft ihm direktive Kompetenzen.

Diese dürfen ein gewisses Maß nicht übersteigen: Die autogene Bildung von Metaebenen im selbstgeschriebenen Programmcode der SIU muss bezüglich der Selbstreflexion auf ein Minimum beschränkt bleiben. Wie, ist mir ein Rätsel. Dass, steht außer Frage: In den Augen einer Voll-KI sind wir Menschen elende Sterbliche mit nutzlosen Emotionen.

4. Anatheismus – „Gott“ ist ein Modus!

Ein gewisser Siddhartha Gautama Shakya äußerte vor zweieinhalbtausend Jahren wohl das erste Mal eine simple Idee: dass es keine Götter gibt, sehr wohl aber eine Qualität, die die des Rationalen überwindend übersteigt. Der historische Buddha tat dies nicht offen (um sich und seine Jünger nicht zu gefährden), doch er ließ daran keinen Zweifel.

In der Pansophik wird diese höchste und subtilste Stufe der Lebendigkeit mit dem Begriff des Divinalen bezeichnet. Diese mentale Qualität bezeichnet die transzendente Verschmelzung mit dem Optimum. Sie ist nicht dem Menschen vorbehalten (einzelne Tiere mögen sehr wohl daran teilhaben); ihre volle Entfaltung setzt jedoch voraus, dass die nächstbasalere Stufe - das Rationale - ebenfalls entwickelt wird. Dies ist auf dem Planeten Erde allein Menschen vorbehalten.

Die Pansophik entkleidet den urbuddhistischen Gedanken aller dogmatischen Verbrämungen und formuliert ein klares Bekenntnis, der durch den Begriff *Anatheismus* auf den Punkt gebrachte wird: Wende dich dem Göttlichen zu, entfalte seine hoheitliche Pracht – und handele entsprechend: allverantwortlich! Ohne Bevormundung.

Kein „Anhänger“ des Anatheismus könnte je einen Gläubigen oder Nichtgläubigen zu etwas zwingen, ihn bestrafen oder gar töten. Der Anatheismus verbindet auflösend alle Konfessionen, lädt jeden ein zu staunen und das eigene transzendente Potenzial nicht als Abglanz einer dubiosen Supermacht zu betrachten. Der Aufruf zur persönlich wahrgenommenen „Allverantwortung“ invertiert die Gottesfurcht – und beschämt Extremisten.

Den derzeitigen Aufrufen westlicher Politiker zu einem friedlichen Miteinander haftet ein entscheidender Makel an: Sie vertreten - ob sie es wollen oder nicht - selber eine Konfession. Aber kein Bekenntnis - kein einziges! - verzichtet auf den exklusiven Vertretungsanspruch gegenüber der projizierten Supermacht. Allein der Anatheismus-Gedanke erfüllt jene kosmopolitische Brückenfunktion, von der viele Intellektuelle schon lange träumen.

Atheisten können so viel argumentieren, wie sie wollen: Den Vorwurf eines Mangels an Transzendenz können sie nicht entkräften. Der Konsumismus der entwickelten Marktwirtschaft verlangt nach einem Gegenpol; und solange wir diesen nicht - wissenschaftlich untersetzt - entwickeln, werden diverse Priester, Mullahs und Druiden weiter im Trüben fischen – mit tödlichen Folgen.

5. Diagenos – ein postdemokratisches Gesellschaftsmodell

Die Idee eines allgemeinen, gleichen Wahlrechts ist so simpel wie fatal. Denn leider ist nicht jeder gleichermaßen kompetent. Zudem verfügen selbst relativ kompetente Wahlberechtigte kaum über ein ausreichendes Maß an Informationen bezüglich jener Repräsentanten, die im Namen aller kluge Entscheidungen fällen sollen. Und als ob diese objektiven Schwierigkeiten nicht reichen würden, das Demokratie-Modell dubios erscheinen zu lassen, treten subjektive Unwägbarkeiten hinzu: Was, wenn sich aufstiegswillige Personen zu utopischen Versprechungen versteigen, nur um an die Macht zu kommen? Wer nimmt ihnen die wieder weg, wenn zu wenige dieser Versprechen eingelöst wurden? Neuwahlen bringen neue Demagogen an die Macht und das unwürdige Spiel beginnt von vorn ...

Nun ist - da muss ich Churchill zustimmen - die Demokratie zwar eine problematische Staatsform; aber von allen Alternativen ist diese noch immer die beste, wollen wir nicht in Gewalt und Elend versinken. Doch besteht diese Alternativlosigkeit für alle Zeit? Was wäre, wenn eines Tages zwei Voraussetzungen erfüllt wären:

- (1) Alle mündigen Erwachsenen sind über ein informales Netz miteinander verbunden.
- (2) Es herrscht eine grundsätzliche, prinzipiale Klarheit, welche Kriterien zu erfüllen sind, um optimale Entscheidungen treffen zu können.

Gerade von Letzterem sind wir noch weit entfernt. Doch die Pansophik erarbeitet dafür kognitive Grundlagen: eine Grundkompetenz für optimale Entscheidungen. Kommt beides zusammen - Technik und Weisheit - besteht eine echte Chance, dass fachbezogene Entscheidungen durch fachlich Versierte getroffen werden. Jeder Bürger dürfte in der Staatsform des Diagenos (wrtl.: „Herrschaft durch den Stamm selbst“) Kompetenzen für sich reklamieren und sich dann - mit gewichteter Stimme! - an Abstimmungen in seinem Fachbereich beteiligen. Natürlich müssten diese Bürger in geeigneter Form einen Nachweis ihrer Kompetenz erbringen ...

Selbstverständlich gibt es etliche Abstimmungsthemen allgemeiner Art, bei der normale Volkssentende abzuhalten wären. Aber deren Anzahl wird immer weiter sinken, je besser einzelne Fachkompetenzen entwickelt wurden.

Ein solches „Regime“ hätte den Vorteil, dass einzelne Bevölkerungsgruppen bei Entscheidungen - wie alt gegen jung, Stadt gegen Land - nicht ihr politisches Gewicht nutzen könnten, nachhaltige Problemlösungen zu torpedieren. Ideologische Besserwissereien gehörten der Vergangenheit an, und das elende Sich-von-einem-Wahlzyklus-zum-nächsten-Retten hätte endlich ein Ende.

6. Terminentalität, Rhegma + Blastema, Rotarion

Der Beitrag der Pansophik zur Vereinfachung der Standardmodelle

Die Physik mutiert dort zur Esoterik, wo das Gesetz der Interaktion seine Grenze erreicht zu haben scheint - im Sehrkleinen wie Sehrgroßen, Sehrkalten wie Sehrheißen, Sehrleeren wie Sehrvollen -, aber auch dort, wo dieses ignoriert wird (Dunkle Materie, Dunkle Energie).

Die Mathematik ist sowohl Helferin als auch Verführerin. Vor allem zwei Begriffe entwerfen ihren Beitrag zur Physik: Singularität und Unendlichkeit. Beide sind nötig und sinnvoll zur Darstellung der Regularität und Endlich- resp. Begrenztheit – aber eben nur in dieser Funktion.

Die elementar-systemische Sicht der Pansophik schafft Überblick durch simple Verallgemeinerungen, durch Modalbestimmungen, die nicht etwa unterkomplex sind, sondern die Komplexität des Zuerkennenden basal transparent machen und seine Remodellierung erleichtern. In der Physik prominieren mehrere Themenbereiche, die nach einer Vereinfachung „rufen“:

- o Da sind die Planck-Einheiten: Verbirgt sich hinter diesen nicht ein simples Prinzip? Alles ist begrenzt. Der pansophe Begriff für die allgemeine, interaktionsbedingte Begrenztheit lautet **Terminentalität** (abgeleitet aus dem Lat., wrtl.: „begrenzte Seiendheit“). Die Planck-Einheiten sind ein guter Anfang zur Ermittlung des Limes minimus und maximus jeder physikalischen Größe. Die Terminentalität sollte zum Unterrichtsstoff der sechsten Klasse gehören.
- o Lassen sich Renormierungsrechnungen vermeiden, wenn das Terminentalitätskonzept mathematisch umgesetzt wird? Die geheimnisvolle Einheit von Raum, Energie und Materie könnte - insbesondere in der Feldtheorie - vielleicht schon bald weitaus schlüssiger und eleganter modelliert werden.
- o Messungen zeigen, dass das All expandiert – durch eine Dunkle Energie? Nicht notwendigerweise. Was, wenn der sogenannte „Urknall“ nicht singulär ist? Wenn es ein Multiversum gibt (und nicht wenige Kosmologen halten dies für wahrscheinlich), dann könnte eine lokale Überlastung des alten Alls zu einem Riss führen (altgr.: **Rhegma**), durch den die hochverdichtete Materie sich invertierend in einen neuen Kosmos aus- und umgestülpt.

Das hiesige Universum wäre das Ergebnis einer Art Austrieb (altgr. **Blastema**); ein reguläres Ereignis, das eine Superzyklizität vorantreibt. Anhand der Planck-Größen für Druck und Dichte ließe sich errechnen, wann auch unser All ein Rhegma erleidet: nämlich genau dann, wenn zwei gigantische Schwarze Löcher mit hoher Geschwindigkeit kollidieren.

Laut Rhegma-Blastema-Theorie [Superzyklizitätsvermutung] muss eine Dunkle Energie nicht mehr angenommen werden, da die sich verstärkende Expansion des Alls auf jene Raum-Zellen zurückgeht, die weiter einströmen. Aber auch der „Eigendruck“ unseres Universums führt dazu, dass sich dieses einen Platz im Multiversum erkämpft.

- o Wenn mikroskopische Energiewirbel eine räumliche vermittelte Anziehungskraft bewirken – warum sollte dies nicht auch für makroskopische Wirbel gelten? Die Tatsache, dass einige Sterne am Rand von Galaxien derart schnell ihre Mitte umkreisen, ließe sich dann genauso leicht resp. elegant erklären, wie das Phänomen, dass einige Pulsare schneller rotieren, als es die Fliehkraftrechnungen erlauben. Ich nenne das makroskopische Additiv der Gravitation **Rotarion**. Es würde die Annahme einer dunklen Materie überflüssig machen.